

Die literarische Katakombe : Gedanken zur neuern schweizerischen Literatur

Autor(en): **Stocker, Werner**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Rote Revue : sozialistische Monatsschrift**

Band (Jahr): **21 (1941-1942)**

Heft 12

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-334304>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die literarische Katakombe

Gedanken zur neuern schweizerischen Literatur

(Nach einem Vortrag, gehalten an der Generalversammlung 1942
der Genossenschaftsbuchhandlung Zürich.)

Von Werner Stocker

I.

Über den Bemühungen, die im Herbst 1940 zur Gründung der literarischen Abende unserer Genossenschaftsbuchhandlung führten, könnte als Motto ein Gedanke stehen, den genau hundert Jahre früher der französische Sozialrevolutionär *Louis Blanc* ausgesprochen hatte:

«Eine übergroße Anzahl von Büchern wird jährlich geschrieben, durch die Fülle des Gebotenen aber trübt sich der Blick des Laien, dem die sachkundige Leitung fehlt und der daher häufig das Opfer der Reklame wird.»

Wir standen vor zwei Jahren unter dem lebhaften Eindruck, daß in der Tat manche Freunde unserer Buchhandlung das Opfer einer gewissen ausländischen, speziell amerikanischen Reklame wurden und daß ihre Blicke im Nebel dieser Reklame sich trübten gegenüber den Vorzügen guter, mehr als gleichwertiger schweizerischer Neuerscheinungen. Nicht daß damit ein abfälliges Urteil über die gegenwärtige amerikanische Literatur schlechthin gefällt sein soll: Wer hätte nicht mit Ergriffenheit, Genuß und dauerndem Gewinn Romanschöpfungen wie John Steinbecks «Früchte des Zorns» oder Ernest Hemingways «Wem die Stunde schlägt» gelesen! Wir denken vielmehr an die unsinnigen Superlative, wie sie die Buchreklame etwa für ein so umstrittenes Werk wie Kenneth Roberts' «Oliver Wiswell» aufgebracht hat. «Dieser Roman», hieß es da im Waschzettel des Verlags, «kann ein europäisches Ereignis werden. Spricht man sonst von Büchern des Jahres, so könnte man hier von einem Buch des Jahrhunderts reden!»

Ernsthafte schweizerische Autoren und Verleger haben mit Recht die Beteiligung an einem dergestalt ausartenden Reklamekrieg abgelehnt. Die Genossenschaftsbuchhandlung Zürich wollte an ihrem Platze jedoch einen Beitrag daran leisten, daß unter solchem Nebel die Sicht auf bescheidener angekündigte, aber wertvollere *schweizerische* Werke nicht gänzlich verdeckt würde, und so beschlossen wir denn, eine Reihe von schweizerischen Autoren einzuladen, sich und ihre Bücher den Freunden unserer Genossenschaft an literarischen Abenden persönlich vorzustellen. Wir gingen damit im Kampf um die Erziehung des Lesers freilich nicht so weit, wie der erwähnte französische Sozialist, dessen Vorschläge — da er als der eigentliche Schöpfer der Idee eines *genossenschaftlichen* Buch- und Verlagswesens anzusprechen ist — immerhin für uns ein historisches Interesse besitzen. Louis Blanc forderte in seiner berühmten, 1840 erschienenen Schrift «Organisation du Travail», daß zur Beseitigung der durch die freie Konkurrenz auf dem Büchermarkt geschaffenen Mißstände der Staat eine zentrale, mit Monopol ausgestattete Buch- und Verlagsanstalt auf genossenschaftlicher Grundlage errichte. Zur Prüfung der von dieser Genossenschaftsbuchhandlung herausgebrachten Schriften sollte

die Volksvertretung Sachverständige wählen, die alle über jedes einzelne Werk erschienenen Kritiken zu lesen und außerdem den Eindruck festzustellen hätten, den eine Neuerscheinung auf eine Elite urteilsfähiger Leser hervorrief. Nach einem Jahr wären diese Beobachtungen dem Parlament zu unterbreiten, das seinerseits die so ermittelten besten Schriftsteller mit Preisen krönen und ihre Werke zur allgemeinen Verbreitung freigeben würde.

Diese etwas bürokratischen Vorschläge sind allerdings, wie so manches andere Postulat Louis Blancs, auch nach Ablauf eines Jahrhunderts noch Utopie geblieben. Unsere viel einfachern und bescheidenern Bemühungen um die Förderung des guten schweizerischen Buches durch Autorenabende hatten den Vorzug, sich sofort in die Tat umsetzen zu lassen. Und wir dürfen heute wohl sagen, daß sie im Rahmen des gesteckten Zieles erfolgreich gewesen sind.

II.

Als wir nach gefaßtem Entschluß die Lokalfrage prüfen mußten, ergab sich der sinnvolle Zufall, daß die Verwendung des Kellerraums unserer Buchhandlung die praktisch einzig gegebene Lösung bot. Sinnvoll — denn muß nicht heute wieder, wie vor 2000 Jahren, in *Katakomben* so manches verbotene europäische Buch gelesen, so mancher freie Gedanke gehütet werden?

So eröffneten wir denn am 13. November 1940 unsere literarische Katakombe, und seither haben wir in dieser glücklicherweise noch nicht verbotenen, sondern freien Geisteshöhle 12 Autoren und mit ihnen eine stets treue, angeregte Lesergemeinde begrüßen dürfen. Wer den Vorträgen dieser 12 Schriftsteller aufmerksam gefolgt ist und mit ihren Hauptwerken sich vertraut gemacht hat, wird schon aus dieser knappen Blütenlese schweizerischer Literatur die erstaunliche Mannigfalt erlebt haben, die wir im Geistesschaffen unseres kleinen Landes immer wieder mit Freuden erkennen dürfen. Welche Autoren zu bleibender Größe aufsteigen, welche Werke unsere Epoche überdauern werden, ist uns Zeitgenossen zu beurteilen nicht gegeben. Aber der vielfältigen Gegensätze, des reichen, eigenwilligen Lebens und des fruchtbaren Schaffens dürfen wir uns freuen, das schon aus so kleinem Dichterkreis uns entgegentritt.

Wir hörten die Erzähler *Albin Zollinger*, *Peter Kilian* und *Rudolf Kuhn*, alle von blühender Phantasie und hoher Darstellungsgabe, jeder ein eigenartiges, *seine* Wege gehendes Talent; die Lyriker *Paul Adolf Brenner* und *Albert Ehrismann*, auf gleichem Zürcher Boden gewachsen und der gleichen Generation verpflichtet, von ähnlicher Meisterschaft der gebundenen Sprache und doch so verschiedenartig, daß keiner auch nur zehn Verse des andern geschrieben haben könnte; *Charles Tschopp*, den Mathematiker und scharfäugigen Beobachter, dem jede Blitzlichtaufnahme der menschlichen Gesellschaft sich zum Aphorismus rundet; *Alfred Fankhauser*, den Künstler-Revolutionär, besessen von der astrologischen Magie; *Valentin Gitermann*, vom Dienst an der andern Muse besessen, gänzlich erfaßt vom Drang zu historischer Forschung und zu vollendeter Formulierung des der Wissenschaft abgerungenen Resultates; *Walter Lesch*, einen Forscher wieder anderer Art, profunden Kenner der heimischen Erde und

ihrer Kristalle, und gleichzeitig Schöpfer der vom besten Salz unseres Bodens genährten Cornichon-Bühne; *Albert Jakob Welti*, den vor drängender Fülle des Stoffes explosiven dramatischen Gestalter, den weitgereisten Kenner fremder Sprachen, der sein bisher Größtes doch im heimatlichen Dialektschauspiel geschaffen hat; *Werner Johannes Guggenheim*, Sprachkünstler und Dramatiker zugleich auch er, aber wieder von ganz anderer Art in Temperament und Prägung, Künstler von allem in der Übertragung fremdsprachiger Prosa; und endlich den Gast aus der Fremde, *Ignazio Silone*, den Dichter des italienischen Freiheitsepos, den die Treue zu seiner Mission aus der Heimat verbannt, und dem Asyl zu gewähren der Schweiz zur hohen Ehre gereicht.

Ich muß es mir im Rahmen dieses kurzen Berichtes versagen, bei Persönlichkeit und Werk der 12 Autoren, die uns während dieser zwei Winterhalbjahre erfreuten und bereicherten, länger zu verweilen. Nur wenige Gedanken zur zeitgenössischen schweizerischen Literatur, zu denen die Rückschau auf den einen und andern Katakombenabend Anlaß und Anregung bietet, seien angefügt.

III.

Gibt es in der Seele des Künstlers eine Vorahnung des nahenden Todes und einen dadurch gesteigerten Schaffensimpuls? Jakob Burckhardt wirft die Frage in seinen Betrachtungen über die historische Größe auf und neigt zu ihrer Bejahung. Er meint, charakteristisch sei für die «Meister ersten Ranges» eine «von der Viel- und Schnellproduktion der Mittelmäßigkeit himmelweit verschiedene *Reichlichkeit*, öfter so auffallend, daß wir sie aus einer Ahnung des frühen Todes hervorgegangen glauben. So bei Raffael und Mozart, auch bei Schiller mit seiner zerstörten Gesundheit».

Wir wollen *Albin Zollinger*, den ein hartes Geschick, kurz nach seinem Vortrag in unserem Kreise, dahingerafft hat, nicht in den Rang eines Mozart, Raffael oder Schiller stellen. Und doch darf ohne Überheblichkeit auch auf ihn das Wort Jakob Burckhardts Anwendung finden. Denn er war ein Großer unter den schweizerischen Schriftstellern dieser Zeit, und wohl mag ihn eine Todesahnung in den letzten Jahren zu höchster Steigerung seines Schaffens getrieben haben. Ich höre ihn noch, wie er uns von seiner Unrast erzählte, die ihm sogar im Aktivdienst, zwischen den Wachtpausen und unter lauten Kameraden, die Feder in die Hand zwang. Und wir sehen ihn vor uns, wie die kleine, unruhige Gestalt mit dem mächtigen Kopf uns irgendwie an die Bilder von Gottfried Keller erinnerte. Der Stil seiner letzten reifen Werke, so sehr er von der heutigen Zeit geprägt und eigenwüchsig ist, trägt er nicht die Spuren Kellerschen Erbes an sich? — Man lese etwa, ein Beispiel nur, den Anfang seines Bildhauerromans «Pfannenstiel»:

«Zwei Freunde, Bildhauer, reisten zusammen von Paris nach der Schweiz zurück.

Sie waren nicht mehr jung; einige vierzig; dem Dunklen, zur Behäbigkeit Neigenden, lichtete sich das Haar von seinem Wirbel aus, der andere, der ein Hüne war, trug noch die Mähne eines Jünglings. Beide blickten sehr

jugendlich aus den Augen, nach deren Bläue beurteilt sie hätten Brüder sein können; die von Stapfer schienen verträumter, Krannig hatte den Schalk im Gesicht.»

Dieser beschwingte Rhythmus, dieses ohne Umschweife auf Handlung und Personen eintretende, leicht dahingleitende Tempo der Erzählung, ist es nicht artverwandt mit Kellers Novellenstil, wie er uns beispielsweise in dem «Schmied seines Glücks» so typisch entgegentritt:

«John Kabys, ein artiger Mann von bald vierzig Jahren, führte den Spruch im Munde, daß jeder der Schmied seines eigenen Glückes sein müsse, solle und könne, und zwar ohne viel Gezappel und Geschrei. — Ruhig, mit nur wenigen Meisterschlägen schmiede der rechte Mann sein Glück! war öfter seine Rede, womit er nicht etwa die Erreichung bloß des Notwendigen, sondern überhaupt alles Wünschenswerten und Überflüssigen verstand.»

Ganz von dieser Art ist auch Zollingers letzte, nachgelassene Erzählung «Das Gewitter», drei Wochen vor seinem Tode geschrieben und kürzlich in der tapferen Zeitschrift «Du» veröffentlicht. Sie atmet den gleichen zugriffigen Geist, der die Schilderungen Zollingers so lebendig macht, und gibt mit einem einzigen einleitenden Satze schon ein rundes, anschauliches Bild der Landschaft, in der die Handlung sich abspielt.

«Das Dorf, aus einer Komturei hervorgegangen, träumte drei oder vier Jahrhunderte hindurch fast unverändert sein Mittelalter fort, bekam in den Fünfzigerjahren Industrie und somit das Wachstum jener schwammigen Art, wie sie dem Unkraut eigen ist: Nur um die Kirche blieb ein Grüppchen des schönen Gegiebels, das Neue wucherte über Hügel und Schluchten in seiner Einförmigkeit von Arbeiterhäusern, mit kleinen Städten seiner Fabrikanlagen, mit Schornsteinen und Gasometern, mit Schulhäusern und einzelnen städtischen Bauten, die, von irriger Voraussicht angelegt, die Gefolgschaft ihres großen Gehabens nicht fanden, daher trümmerhaft und etwas kompromittiert in den fensterlosen Brandmauern stehen blieben, mit ein wenig ‚Welt‘ nur ihrer Tuch- oder Porzellanläden, in deren Fenstern es Modepuppen und verächtliches Kopenhagen gab.»

Diese Novelle trägt die Spuren einer Meisterschaft, auf die Albin Zollinger, wie Traugott Vogel berichtet, mit Recht in seinen letzten Lebenstagen stolz war. Hätte das Schicksal ihm noch weitere Jahre der Reife und Vollendung geschenkt, so wären wohl größte, bleibende Kunstwerke von seiner Feder noch zu erhoffen gewesen. Aber die Trauer um Pläne und Hoffnungen, die mit ihm ins Grab gesunken sind, ist müßig. Ehren wir Albin Zollinger durch unsere Vertiefung in sein Werk, das — er wollte ja vor allem Erzieher der Jugend sein — einer neuen Dichtergeneration reiche Anregung gibt.

IV.

Das *dramatische* Genie blieb der Schweiz, wie in jeder deutschen Literaturgeschichte nachzulesen ist, bisher versagt. Leuchten in der erzählenden Literatur unsere höchsten Gipfel weit über Länder und Meere — Kellers «Romeo und Julia auf dem Dorfe» wird in der meistgelesenen deutschen Literaturgeschichte «die schönste Novelle deutscher Zunge» genannt —, weisen Lyrik und epische Dichtung, Malerei und Musik der

letzten hundert Jahre schweizerische Namen von europäischem Range auf, so ist dagegen ein schweizerischer *Dramatiker* von ähnlich überragender Bedeutung noch nicht erstanden. — Keller, Meyer, Spitteler, Widmann haben mit dramatischen Stoffen gerungen, aber der Stoff formte unter ihren Händen sich zu epischer Gestalt. — Josef Nadler, der Verfasser der «Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften», erklärt diese Erscheinung aus der Natur der Schweiz und ihrer historischen Tradition, somit als naturgegebene Zwangsläufigkeit. Er schreibt in seiner speziellen «Literaturgeschichte der deutschen Schweiz» (S. 499):

«Die wunderbar abgestufte, artenreiche Erzählungskunst der Schweiz entstammt dem innersten Wesen und Kunsttrieb dieses Volkes... Die Richtung der eidgenössischen Literatur auf das Epische ist die Folge seiner geschichtlichen Denkweise, die wiederum mit der beherrschenden Stellung des Staatsgedankens zusammenhängt.»

So das Schema, das gleichsam naturwissenschaftliche Gesetz. Wer weiß, ob es nicht eines Tages doch von der *Ausnahme* durchbrochen wird? Der Geist weht wo er will, und Landschaft wie politische Herkunft erklären manches, doch nicht *alles* im Geistesleben des Volkes wie des Einzelnen. Im Werk von Jakob Bühler, Hans Mühlestein, Walter Lesch, Cäsar von Arx finden sich einige dramatische Würfe von großem Format, die beweisen, daß auch auf schweizerischem Theaterboden der geniale Funke aufflammen kann, wenn die gesellschaftlichen und geistigen Voraussetzungen einmal zusammentreffen.

Vielleicht darf man hoffen, daß in *Albert Jakob Welti* der große helvetische Bühnendichter heranreift. Geht es ihm doch umgekehrt wie den großen Epikern, die sich an dramatischen Stoffen versuchten. Er unternimmt es, einen Roman zu schreiben, und es entsteht das inhalts- und umfangreiche Werk «Wenn Puritaner jung sind». Ein Roman? Wer durch die 642 Seiten sich durchgearbeitet hat — es ist keine leichte Sache —, der steht unter dem Eindruck einer Folge von *Szenen*, von bunten Bildern aus den verschiedensten Ländern und Gesellschaftsschichten, von dramatisch zugespitzten Zwischenfällen, aufregenden Dialogen und Monologen, kurz, von Stoffen und Formen, die wir uns ebenso gut dramatisch dargestellt und in drei, vier Bühnenstücke aufgeteilt vorstellen könnten.

Welti, der in Genf lebende, deutsch und schweizerdeutsch mit gleicher Meisterschaft schreibende Aargauer, ist allen literaturhistorischen Theorien und Gesetzen zum Trotz ein grundsweizerischer — Dramatiker. Das hat er nicht nur im Landesausstellungstheater mit seinem «Steibruch» bewiesen, einem Dialektlustspiel vom Format der besten Ibsenschen Gesellschaftsstücke. Er hat uns in der Katakombe einen eben vollendeten, nur noch nicht betitelten Dreiakter vorgelesen, die Verheerung darstellend, die der moderne Aberglaube und Zeichendeutungswahn mitten im 20. Jahrhundert in einer Familie anzurichten vermag. Ein Stück, das die Zuhörer in atemloser Spannung hielt, — so daß wir nur hoffen können, der Verfasser werde bald die letzte Feile daran legen, einen großzügigen Herausgeber finden und sich mit seinem wahrhaft dramatischen Impuls auf weitere Bühnenstoffe stürzen.

Daß es an solchen Stoffen der Schweiz nicht fehlt, ist bekannt. Nicht nur Schiller hat sein größtes Freiheitsdrama aus der Schweizergeschichte geschöpft. Der bernische Märtyrer Samuel Henzi, 1749 von den gnädigen Herren hingerichtet, hat einen Lessing zu szenischen Entwürfen hingerissen. Was bei dem norddeutschen und monarchisch erzogenen Genius Fragment blieb, weil ihm Charakter des Helden und historische Atmosphäre des Henzi-Aufstandes im alten Bern vielleicht doch zu fremd waren — sollte nicht ein einheimisches, republikanisches Talent es vollenden?

V.

Einen Ehrenplatz in der Weltliteratur nehmen die deutschsprachigen Autoren seit jeher als *Übersetzungsdichter* ein. «Dolmetschen kann jedes Volk; das deutsche dichtet um», schreibt Eduard Engel in seiner Geschichte der deutschen Literatur, und Emmanuel Geibel hat das gleiche stolze Bekenntnis einmal mit leichter Eleganz in die Verse gefaßt:

«Zuteil ward uns die ehoreiche Brust
Vor allen Völkern. Hell, wohin wir schritten,
Klang's in uns nach. Des Griechen Schönheitslust,
Des Römers Hochsinn, den Humor der Briten,
Des Spaniers Andachtsglut und Ehrenblust,
Des Franzmanns Witz und leicht gefäll'ge Sitten,
Des Patriarchen Glück, der in den Landen
Des Aufgangs schweift — wer hat's wie wir verstanden?»

Was ist natürlicher, als daß gerade in der vielsprachigen Schweiz die Dichter deutscher Zunge sich der Übersetzung fremder Werke mit ganz besonderer Hingabe widmen? Wenn die Deutschen, von Goethe und Herder bis zu Gundolf und Rudolf Alexander Schröder, in der Umdichtung antiker Werke und englischer Klassiker ihr Größtes geleistet haben, so liegt die besondere Mission des Schweizers in der Übertragung unserer lebendigen Nachbarsprachen und ihrer zeitgenössischen Literatur. — In *Werner Johannes Guggenheim* lernten wir einen Künstler der Sprache kennen, der diese Mission mit wahrer Meisterschaft erfüllt. Selber ein Dichter von vielseitigem Talent, erprobt an dramatischen wie an erzählenden Aufgaben, durfte er sich an die Übertragung der großen und sprachschwierigen italienischen Epik eines Silone, des eigenwilligen Französisch eines Ramuz wagen. Das Wagnis ist ihm gelungen, und wir Deutschschweizer dürfen uns glücklich schätzen, die Bücher unseres großen Waadtländer Landsmannes ebenso wie das Werk des vielleicht bedeutendsten modernen italienischen Schriftstellers nicht in irgendeiner Übersetzung, sondern in sprachlich und geistig kongenialer Umdichtung zu besitzen. — Daß wir in unserer Katakomben von einem solchen Meister der Übertragung in die Probleme seiner Kunst eingeführt, mit den Geheimnissen von Stilvergleichung, Wortpsychologie und Klangfarbe höchst anschaulich sozusagen konfrontiert wurden, gehört zu unsern schönsten und wertvollsten Erinnerungen.

* * *

Damit sei dieser kurze Rückblick über das erste Biennium der Autorenabende unserer Genossenschaftsbuchhandlung beschlossen. Im kommenden Herbst wollen wir, vom bisherigen Gang ermutigt, zu einem neuen Zyklus einladen. Und wenn es uns vergönnt sein sollte, nach abermals zwei Jahren wieder über unsere Katakombe und ihre Gäste zu berichten, so möge bis dahin das Wort sich erfüllt haben, das der größte in unserem Lande lebende Dichter deutscher Zunge nach dem letzten Weltkrieg voll starken Glaubens und dennoch zu früh geprägt hat — *Hermann Hesse* in seiner herrlichen «Wanderung»:

«Die Welt ist schöner geworden.»

Eine vorsorgliche Maßnahme gegen die Arbeitslosigkeit im Aargau

Zur Abstimmung vom 12. Juli 1942 über die Erhebung
einer kantonalen Zuschlagsteuer zur eidgenössischen Wehrsteuer

Von Dr. Arthur Schmid

Mitten im Hochsommer fand im Aargau eine Volksabstimmung statt, an der sich 59 032 Stimmberechtigte beteiligten. Da der Aargau 79 031 Stimmberechtigte zählt, so blieben rund 20 000 der Abstimmung fern. Die Stimmbeteiligung war also für aargauische Verhältnisse eine schlechte. Das ist auf verschiedene Umstände zurückzuführen. Einmal fiel die Abstimmung in eine ungewöhnliche Zeit, wo ein Großteil der Stimmberechtigten mit den Arbeiten im Freien beschäftigt ist. Zum andern war die Aufklärung über die Vorlage, die zur Abstimmung kam, mangelhaft. Außer der sozialdemokratischen Presse haben nur wenige Zeitungen eine eingehende Aufklärung über die Vorlage durchgeführt. Flugblätter erschienen keine, Inserate waren selten. Öffentliche Versammlungen fanden, mit Rücksicht auf die ungewohnte Jahreszeit, sehr wenige statt.

Von den Stimmenden haben 6789 leer eingelegt. 26 784 haben mit Ja, 25 331 mit Nein gestimmt. Sämtliche katholischen Bezirke, nämlich Bremgarten, Muri, Laufenburg, Rheinfelden und Zurzach, haben verworfen. Angenommen haben die protestantischen Bezirke Aarau, Brugg, Kulm, Lenzburg und Zofingen und der stark paritätische Bezirk Baden, der eine große Industriebevölkerung zählt.

Die Vorlage, die zur Abstimmung kam, hat eine verhältnismäßig lange Vorgeschichte. Im Jahre 1935 wurde von der sozialdemokratischen Fraktion des Großen Rates eine kantonale Zuschlagssteuer zur eidgenössischen Krisenabgabe gefordert. Ihre Erträgnisse sollten für die Opfer der Krise und für die Fürsorge für die Alten verwendet werden. Allein weder die Regierung noch die bürgerlichen Parteien des aargauischen Großen Rates waren bereit, dieser Motion im Großen Rate zuzustimmen. So wurde sie erst im Oktober 1936, und zwar bloß als Postulat, von der Regierung zur Prüfung entgegengenommen. Im Jahre 1938 erfolgte eine weitere Motion,